

gegenüber sehr zurückhaltend und hat auch kaum freundschaftliche Beziehungen zu den östlichen und westlichen Industrienationen. Lediglich mit seinem alten Kolonialherren, mit Italien, steht es auf freundschaftlichem Fuß. Die Italiener sind auch heute noch in Somaliland gern gesehen, wenngleich ihre Zahl natürlich stark zurückgegangen ist. Nur mehr 3000 Italiener wohnen heute im Land, während 1939 allein in Mogadishu 20 000 lebten bei einer Einwohnerzahl von 50 000. Im Juli des vergangenen Jahres verhandelte der Premierminister in Rom, um italienische Techniker und Fachleute zu gewinnen. Industrie gibt es kaum, und das größte wirtschaftliche Unternehmen des Landes, das die meisten Devisen einbringt, ist eine Zuckerplantage, die einem Italiener gehört. Sie ist 8000 ha groß; auf ihr arbeiten italienische Techniker und 5000 Somalis. Diese Farm bestreitet nahezu allein die Ausfuhr des Landes. Man versucht die Viehzucht Somalilands für den Export fruchtbar zu machen. Doch bildet die weite Entfernung der Weidegebiete von der Küste vorerst noch eine große Schwierigkeit. Ohne die finanzielle Hilfe Italiens, die jährlich 2 Billionen Lire beträgt, könnte das Land nicht existieren.

In jüngster Zeit sind die Russen ins Land gekommen, mit mehr Erfolg als die Chinesen. Für dieses Jahr erwartet man 400 russische Touristen, umgekehrt studieren 600 junge Somalis in der Sowjetunion, 50 von ihnen auf den verschiedenen Militärschulen. Überhaupt liegt der Beitrag der Sowjetunion zur Entwicklung des Landes vor allem auf militärischem Gebiet. Als Italien auf Druck Abessinians seine Militärmission zurückziehen mußte, war allein die Sowjetunion bereit, den Somalis zu helfen. Sie versprach eine Ausrüstung für 14 Millionen Pfund und 15 MiG-Jäger. Außerdem half die Sowjetunion beim Fünf-Jahresplan (1963–1967) mit 15 Millionen Pfund. Eine bei Ausführung dieses Planes von den Russen erbaute Molkerei ist im Dezember des vergangenen Jahres eingestürzt. Man hat dies auf amerikanische Sabotage zurückgeführt, wie überhaupt die Amerikaner trotz ihrer Hilfe – sie bauen den Hafen von Kisimasayu aus – nicht recht angesehen sind. Sie haben zwanzig Jahre erfolglos nach Öl gebohrt und sind zu eng mit Abessinien verbunden, als daß sie in Mogadishu populär werden könnten.

UMSCHAU

Zur Anthropologie der Sexualität

In diesem Beitrag kann es sich nur um den Versuch handeln, einige Aspekte des Wesens des Menschen, die immer bekannt waren, aber nicht so sehr beachtet wurden, im Hinblick auf die Sexualität mehr herauszustellen und sie in einem der modernen Situation entsprechenden Lichte zu zeigen. Als erster derartiger Gesichtspunkt sei herausgegriffen, daß im Gegensatz zu früher jedenfalls in der westlichen Welt, nicht nur jeder jungen Frau und jedem jungen Mann der Weg zur Ehe offensteht, sondern die Gattenwahl vornehmlich auf Grund persönlicher Liebeszuneigung erfolgen kann und er-

folgt. In früheren Zeiten wurden die Ehepartner weitgehend nach außerpersönlichen Gesichtspunkten, etwa wirtschaftlicher Art, von den Eltern einander zugeordnet, oder die Wahl selbst erfolgte nach Gesichtspunkten dieser Art. Das Vorherrschen solcher Überlegungen entspricht nach unseren heutigen Vorstellungen nicht der der menschlichen Person zugehörigen Eigenständigkeit und dem Recht, über ihr Leben selbst zu entscheiden, und wird als ein erheblicher Mangel bei der Begründung einer lebenslänglichen Gemeinschaft angesehen. Es wird nicht nur tiefe persönliche Zuneigung als ein wesentlicher Teil ihrer Fundamente gewertet, sondern vor allem, daß die Ehepartner sich selbst füreinander entschieden haben. Die Entwicklung unseres modernen Lebens hat die Voraussetzung dafür geschaffen, daß es sich tatsächlich um selbständige Partner handelt,

die einander erwählen. Mädchen wie Jungen erhalten eine Berufsausbildung und verdienen großenteils schon zu Beginn des heiratsfähigen Alters recht gut. Sie sind deswegen einerseits von ihren Elternhäusern weitgehend unabhängig und andererseits selbst auch wirtschaftlich in der Lage, eine Ehe zu begründen. Es handelt sich also um wirkliche Partner, die in Beziehung zueinander treten. Dies bedeutet notwendig gleiche Rechte und gleiche Pflichten, da sonst echte Partnerschaft, eine integrierende Voraussetzung dauerhafter Liebesbeziehungen, nicht möglich ist. Der Übergang von der bisher gültigen patriarchalischen Gesellschaftsordnung zu einer auf Partnerschaft beruhenden geht nur allmählich vor sich. Obwohl die alte Ordnung schon weithin keine Gültigkeit mehr hat, wird an überkommenen Vorstellungen festgehalten, vor allem auf dem Gebiet des Geschlechtslebens, auf dem noch vielfach dem Mann alle Rechte zugebilligt und von der Frau entsprechende Pflichten gefordert werden.

Das Verhältnis von Mann und Frau ist aber nicht nur eine partnerschaftliche Gemeinschaft von Individuen. Mann und Frau schließen nicht einen der Eigentümlichkeit der Gemeinschaft der Geschlechter entsprechenden Gesellschaftsvertrag und nehmen in diesem Rahmen intime Beziehungen auf, um Kinder zu zeugen, dabei ihren Geschlechtstrieb zu befriedigen und sich auf diese Art personale Liebeserweise zu geben. Die Gemeinschaft der Geschlechter ist offensichtlich mehr. Damit ist nicht gemeint, daß die Aufzählung der Beispiele unvollständig wäre, sondern das „mehr“ will sagen, daß das Wesen der Gemeinschaft der Geschlechter – auch wenn man das Genannte um alles Erdenkliche, was dazu gehört, vermehrt – damit noch nicht richtig bezeichnet ist. Nach einer gewissen Überbetonung des Biologisch-Triebhaften ist man heute mit Recht geneigt, das Personale in der Beziehung der Geschlechter mehr herauszustellen und etwa dem Geschlechtsverkehr auch eine Bedeutung als Geste personalen Liebeserweises zuzuordnen. Der Mensch ist aber kein unabhängiges Individuum, das diese oder jene Beziehungen zu anderen eingeht oder dies unterläßt. Er ist vielmehr als Person auf Gemein-

schaft angelegt. Das ist – abgesehen von der Tatsache, daß jeder Mensch von zwei anderen abstammt und langer Betreuung bedarf, bis er selbständig ist – in Anbetracht der arbeitsteiligen Fertigungsweise und des vielfältigen Verflochtenseins des heutigen Wirtschaftswesens so offenkundig, daß zu dieser Tatsache nichts weiter angeführt zu werden braucht. Viel wichtiger ist, daß bei dem „Angelegtsein des Menschen auf Gemeinschaft“ dieser mehr biologische Aspekt häufig ganz in den Vordergrund gestellt wird. Die sich aus seinem Personsein ergebende Hinordnung auf Gemeinschaft, die der Würde der geistigen Person entspricht, wird dagegen weniger bewertet.

Sehen wir hier einmal davon ab, daß jeder Mensch in einer geistigen Tradition aufwächst, einer geistigen Gemeinschaft in seiner Bildungsschicht, seinem Beruf und seiner Familie angehört, und betrachten wir nur die geistige Gemeinschaft zwischen Mann und Frau. Diese haben gemeinsame Interessen, tauschen Gedanken miteinander aus, haben gemeinsame Erlebnisse, die sie miteinander verbinden. Alles dies gehört zur geistigen Gemeinschaft von Menschen. Das Angelegtsein der menschlichen Person auf Gemeinschaft ist aber noch mehr, ist existentieller. Um deutlich zu machen, was gemeint ist, sei an die Beobachtungen von René Spitz erinnert. Er fand bei Heimkindern, daß sie in ihrer geistigen Entwicklung oft erstaunlich weit zurück waren, so daß untersuchende Ärzte sie für schwachsinnig hielten. Gleichzeitig waren diese Kinder für Krankheiten besonders anfällig und starben in einem unverhältnismäßig hohen Prozentsatz. Seine Untersuchungen ergaben, daß es sich keineswegs um schwachsinnige Kinder handelte. Sobald sie nämlich in Familienpflege gegeben werden konnten oder in anderer Weise dafür gesorgt wurde, daß eine persönliche Betreuung gewährleistet war, blühten sie auf und der scheinbar vorhandene Schwachsinn bildete sich zurück. Auch der Gesundheitszustand der Kinder besserte sich, selbst wenn sie bei den Pflegeeltern nicht so hygienisch einwandfrei versorgt wurden, wie dies im Heim der Fall gewesen war.

Als ein weiteres Beispiel für die Verkümmern des geistigen Lebens sei die Sucht erwähnt, die in verschiedenen Formen in allen hochzivilisierten Ländern zunehmende Ausbreitung findet. Bei der Sucht wird die biologische Seite in der Regel als die wesentliche betrachtet. Entscheidend für das Wesen einer Sucht ist aber vielmehr, daß der Süchtige sich in einen Rauschzustand versetzen will, in einen Zustand, in dem er von einer angenehmen Stimmung, von angenehmen Gefühlen und von starker Anregung der Tätigkeit getragen, womöglich fortgerissen wird. Dieses Sichtragenlassen von etwas, das man nicht selbst ist, das einem das Gefühl gibt, nicht selbst handeln zu müssen und jeder Verantwortung enthoben zu sein, ist jedem Rausch gemeinsam. Erliegt der Mensch dieser allen bekannten Versuchung immer wieder, so wird er süchtig. Welche Mittel zu dem Zweck, sich tragen zu lassen, verwandt werden, ist im Grunde gleichgültig. Zwischen den bekannten Rauschgiften, dem Alkohol, der modernen Betriebsamkeit bei der Arbeit, Freizeit und Urlaubsraserei, der modernen Zerstreuungstechnik mit Radio, Fernsehen, Illustrierten und schließlich der Erotik und Sexualität, kurz dem, was heute Liebe genannt wird, bestehen nur Gradunterschiede.

Die Folge der Sucht ist eine Passivität, eine Lähmung, die sich auf die spezifisch menschlichen Fähigkeiten auswirkt, insbesondere auch die Fähigkeit, anderen Menschen zu begegnen, einen anderen zum Freund zu haben und ihn zu lieben. Bei Arzneimittelsüchtigen und Trinkern ist die Veränderung schließlich oft so ausgeprägt, daß man gar kein Gegenüber mehr zu haben meint. Die Betroffenen lügen ohne die geringste Hemmung, geben heilige Versprechen, die sie im nächsten Augenblick ohne innere Schwierigkeiten brechen. Sie schmiegen sich an einen an, reden jedem nach dem Mund, sehen alles, was ihnen gesagt wird, sofort ein, handeln aber nicht im mindesten danach. Es ist nicht mehr möglich, sie an der Ehre zu packen. Hier sind nicht die Einzelheiten dieser oft beklagten Erscheinungen gemeint, sondern der Verlust an Substanz, die Verkümmern des Menschen, die unter diesen Umständen ein-

treten, wenn er der Begegnung mit anderen ausweicht. Es erfordert Kraft, sich jemandem zuzuwenden, ihn zu „erkennen“. Wenn diese Kraft schwindet, verliert die Seele auch die belebende Nahrung der Begegnung mit einem Du, natürlich auch die Kraft, dem Du unseres Schöpfers gegenüberzutreten. Solche ungünstigen Entwicklungen zeigen, wie sehr der Mensch im Innersten seines Wesens der Gemeinschaft bedarf und welche Kraftquellen die Gemeinschaft ihm erschließt.

Gemeinschaft mit anderen ist auf vielerlei Weise möglich; dies bedarf keiner weiteren Erörterung. Manche Gemeinschaften sind enger, andere weiter. Es fragt sich jetzt, ob die Geschlechtsgemeinschaft von Mann und Frau als eine besondere, enge und intensive Gemeinschaft gefaßt werden kann, die deswegen besondere Formen hat und der auf Gemeinschaft angelegten menschlichen Person in besonderer Weise entspricht. Ist das „ein Fleisch sein“ als eine besonders innige Gemeinschaft zwischen Mann und Frau hinreichend beschrieben? An dieser Stelle der Überlegungen ist Vorsicht am Platze. Ebenso wie bei dem Angelegtsein des Menschen auf Gemeinschaft wird auch hier der biologische Aspekt häufig in den Vordergrund gestellt. Die Sexualität wird als etwas geschildert, das bewältigt oder vom Personalen her überformt werden muß. So heißt es etwa in einem sehr guten Buch über die Liebe in Gewissensnot: „Jede christenwürdige Ehe bedarf zunächst einer Kultur des Sexus, der eigentlichen geschlechtlichen Sphäre, die in sittlicher Bemeisterung, in menschenwürdiger Hygiene und im liebebeseelten Spiel gleichsam erst personal angenommen und durchseelt werden muß.“¹ Häring schreibt hierzu: „Naturhaft gesehen scheint der Mensch in seiner Geschlechtlichkeit dem Tier verwandt oder gar gleich zu sein. Und doch zeigt sich hier der größte Unterschied. Das Tier ist in seine Geschlechtlichkeit hineingebannt und erfüllt seine Paarungs- und Zeugungsfunktion instinkthaft, naturhaft notwendig. Dem Menschen aber ist diese naturhafte Gegebenheit seiner Geschlechtlichkeit als

¹ W. Indago und R. Egenter, *Liebe in Gewissensnot* (Würzburg 1962) 66.

sittliche Aufgabe zur Verantwortung übergeben. Damit rückt sie nicht nur in eine andere Stelle, sondern zeigt sich in einer ganz anderen Art. Wenn Geschlechtlichkeit der Freiheit übergeben ist, wenn sie von der Herzmitte der Person, von der geistigen Liebe her bewältigt werden muß, dann ist schon gesagt, daß sie einen dem Geistigen untergeordneten Platz im Gesamtgefüge der menschlichen Person einzunehmen hat, daß sie nicht die eigentlichste und letzte Bestimmung des Menschen ausmacht. Der Mensch ist also mehr als ein Geschlechtswesen. Und seine Geschlechtlichkeit kann nicht einfach als etwas Tierisches, dem Geist Fremdes angesprochen werden. Die mit der Geschlechtlichkeit gestellte Aufgabe geht weit über den Raum des bloß Sexuellen und seiner Bemeisterung hinaus, eben weil Geschlechtlichkeit im Gesamtgefüge der menschlichen Person steht, dem sie einzuordnen ist . . . Das Geschlechtliche ist der menschlichen Person so eingefügt, daß ihr Gesamtverhalten in irgend welchem Sinn – das Wie werden wir noch näher zu untersuchen haben – von seinen Energien und von seiner Bewältigung bestimmt ist, und daß andererseits seine Bewältigung von der Gesamtstruktur und vom Gesamtverhalten der Person abhängig ist.“²

Diese Beispiele mögen genügen, um das Gemeinte zu verdeutlichen, obwohl gegen die Texte als solche gar nichts einzuwenden ist. Der Geschlechtsakt ist aber im innersten Wesen – es geht hier nicht um die mit ihm verbundenen Aufgaben und die mit ihm verbundenen sonstigen Gegebenheiten – nicht etwas, was eingeordnet und bewältigt werden muß. Er ist auch nicht die Darstellung oder der Ausdruck von etwas, sondern er ist Vollzug von etwas, was er selbst ist. Was ist die Natur des menschlichen Geschlechtsaktes? Welches ist die dem Wesen des Menschen entsprechende Dimension des „ein Fleisch sein“? Bei allem, was seit Menschengedenken Liebende einander gesagt haben, ist hiervon die Rede. Auf eine kurze Formel gebracht ist es dies: Das Mädchen will ihrem Geliebten nicht nur etwas, das

sie besitzt oder das zu ihr gehört – etwa auch ihre Fruchtbarkeit – geben, es will ihm vielmehr sich selbst schenken. Der junge Mann will nicht nur etwas für seine Geliebte tun – auch alles für sie zu tun, reicht nicht aus –, er will ganz für sie da sein. Sie wollen sich einander hingeben. Jede Person, die ja immer geistige Person ist, hat diese Sehnsucht im Herzen und findet nur in völliger Hingabe ihre Erfüllung. Der Mensch kann sich auf vielerlei Weise hingeben, etwa auch in seinem Beruf. Er findet aber, seinem Wesen entsprechend, eine tiefere Erfüllung, wenn er sich geistigen Personen, insbesondere natürlich dem unendlichen Gott, hingibt.

Die gegenseitige Hingabe von Mann und Frau erschöpft sich selbstverständlich nicht im Geschlechtsverkehr, wenn sie auch hier ihre besondere Erfüllung findet. Das Drängen zur geschlechtlichen Vereinigung allein vom Biologischen her zu sehen, wird dem Menschen als stoffgebundenem Geistwesen nicht gerecht. Der geistige personale Charakter der Hingabebereitschaft und ihres Vollzuges macht ihren Anspruch auf Totalität, ihre Sehnsucht nach Vollkommenheit verständlich. Das stoffgebundene Geistwesen Mensch kann andererseits nichts rein Geistiges tun. Ihm ist es von Gott gegeben, ein Fleisch sein zu können und so seine Sehnsucht, sich hinzugeben, als Mann und Frau zu vollziehen und die ersehnte Erfüllung zu erlangen. Die geschlechtliche Liebe trägt so sehr den Stempel des Geistigen, daß sie in der Mystik zur Beschreibung der Vereinigung der Seele mit Gott herangezogen und diese etwa als Vermählung bezeichnet wird.

Aus dieser das Ganze intendierenden Hingabe ergibt sich, man möchte fast sagen die innere Notwendigkeit, daß aus ihr ein neuer Mensch entsteht. Die gegenseitige geschlechtliche Hingabe wird aber trotz des Wissens um die ihr innewohnende Kraft nicht als Zeugungsakt erfahren. Obwohl alles im Laufe der Jahre blasser wird und eine Gewöhnung eintritt, bleibt der Geschlechtsverkehr mehr als bloße Triebbefriedigung. Von der Möglichkeit, daß der Mensch alles auch mißbrauchen kann, braucht hier nicht gesprochen zu werden. We-

² B. Häring, *Das Gesetz Christi* (Freiburg 1954) 1042.

gen der das Ganze intendierenden Hingabe gehört diese notwendig in eine dauernde Ordnung. Daß eine solche auch aus vielen anderen Gründen erforderlich ist, ist eine andere Frage. Die Bindung auf ewig hat in der Fülle der Hingabe ihren tiefsten Grund, nicht in allen möglichen noch so notwendigen Maßnahmen, und kann ihn auch nur dort haben. Sonst würde die Würde des Menschen in ihren innersten Bestrebungen verletzt. Hieraus ergibt sich auch, daß man sich bewahrt, bis diese letzte Bindung eingegangen ist. In der Bereitschaft zur vollen Hingabe hat auch der Zölibat einen wesentlichen Grund und nicht nur in einem „nicht“. Um noch mehr den anderen Menschen und Gott leben zu können, versagt man sich die Hingabe an einen bestimmten Menschen.

Vom Wesen der Liebesgemeinschaft der Geschlechter die Aufgabe zu betonen, Nachkommen zu erzeugen und in diesem Rahmen erlaubte Triebbefriedigung zu üben, das heißt – genauso wie bei der Forderung nach einem „naturgemäßen“ Vollzug des Geschlechtsaktes – die biologische Seite der Sexualität in den Vordergrund stellen. Hierdurch fühlt sich der Mensch in einer ihn so stark berührenden Frage nicht als Mensch angesprochen, und alle Ausführungen und die sich daraus ergebenden Konsequenzen erscheinen ihm wenig verständlich. Dies gilt nicht nur für die große Härte der Forderungen, auf die hier nicht näher eingegangen zu werden braucht. Auch die moraltheologischen Deduktionen, die zu ihrer Begründung angeführt werden, bleiben unverständlich. Der Grund hierfür ist nicht, daß man sie nicht rational nachvollziehen könnte, sondern vielmehr, daß das Vorgehen bei den zugrundeliegenden Denkopoperationen der eben genannten Beurteilung der Sexualität formal gleicht. Auch bei zu vielen moraltheologischen Überlegungen wird gleichsam die biologische Seite der Akte, ihre „Natur“ überbetont, während das Handeln des Menschen weit in den Hintergrund gerückt wird. Das läßt diese Deduktionen nicht nur wegen ihrer Kompliziertheit, sondern im innersten Kern unverständlich erscheinen. Es handelt ja nicht die Natur, sondern der Mensch. So werden also moraltheo-

logische Begründungen dieser Art in doppelter Hinsicht unverständlich. Wohin sie infolgedessen nur zu leicht führen, sei an einem Beispiel verdeutlicht: Wenn das Gebot der Fruchtbarkeit erfüllt ist, ergibt sich – geht man von den obengenannten Voraussetzungen aus – folgerichtig die Forderung nach Enthaltsamkeit oder, wegen der Schwäche des Menschen, wenigstens nach zeitweiser Enthaltsamkeit. Dies hat fast unweigerlich zur Folge, daß die zeitweise Enthaltsamkeit – da sie der zeitweisen Triebbefriedigung Raum gibt – zur Methode abgewertet wird. Damit wird der Begriff der Enthaltsamkeit aber seines Sinnes beraubt. Ferner ergibt sich aus der Überbetonung der biologischen Seite der Sexualität, daß die natürlichen, aus dem Wesen des Menschen erwachsenden Neigungen, vor allem seine Hingabebereitschaft, als Neigung zur Lust verdächtigt und entsprechend negativ beurteilt werden. Dies wiederum wird vom Menschen „natürlich“ als Abwertung seiner Person empfunden.

Alles dies darf nicht in der Weise verstanden werden, als solle einem „natürlichen“ humanistischen Optimismus gehuldigt und die Schwäche der gefallenen menschlichen Natur nicht beachtet werden. Sehr viele Äußerungen zu diesem Thema, etwa auch in der Heiligen Schrift, sind aber nur auf sie gemünzt oder Warnungen vor einem solchen Optimismus. Es handelt sich bei solchen Äußerungen aber keineswegs um Gesamtdarstellungen dieses ganzen Fragenkomplexes, wie man dies etwa in einem Lehrbuch erwartet. Die selbstverständlichen Gegebenheiten – das meiste der obigen Ausführungen betrifft im Grund solche – und das in ihnen enthaltene Gute werden in der Regel nicht erwähnt, eben weil sie selbstverständlich sind. Deswegen wurde versucht, einige dieser Selbstverständlichkeiten hervorzuheben. Um Mißverständnisse zu verhüten, sei noch bemerkt, daß sich auch aus gründlichen anthropologischen Untersuchungen moralische Forderungen nicht direkt ableiten lassen, da beim gefallenen Menschen Moralgesetze und psychologisch-anthropologische Gegebenheiten sich nicht vollständig decken.

Rudolf Degkwitz